

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 7

Artikel: Nummer bitte!
Autor: Jenny, Frieda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nummer Bitte!

Von
Frieda Jenny

Mit einer Illustration von Eugen Zeller

Nummer bitte? »
Noch entsinne ich mich gut des Tages, wo ich diese Worte zum erstenmal in meinen Apparat hineinrufen musste. Ja, die Lehrzeit, sie ist auch beim Telephon nicht immer eine leichte Zeit. Da heisst es etwa: «Fräulein, Sie sprechen viel zu laut!» Ein wenig später ist Ablösung, und eine andere Telephonistin kommt neben mich zu sitzen. Kaum ist sie da, so sagt sie auch schon: «Fräulein, wenn Sie so leise und zaghaft sprechen, merkt man von weitem, dass Sie Lehrtochter sind.» Ein andermal tönt's: «Nein, wie ungeschickt Sie sich anstellen! Sie müssen schon zu notieren anfangen, während der Abonnent noch

spricht, sonst vergessen Sie ja die Hälfte! Aber nicht unterdessen die andern Anrufe einfach unbeantwortet lassen! Ach Gott, nun schon wieder! Aus Ihnen wird nie eine rechte Telephonistin, Sie stellen sich viel zu ungeschickt an dabei. Da sehen Sie einmal da drüben Fräulein Meier, wie flink und sicher die schon ist!»

Nun, das alles ginge noch an, wenn es auch nicht gerade nötig ist, das Selbstvertrauen einer Lehrtochter systematisch totzuschlagen. Aber wehe, wenn irgend etwas passiert, eine Fehlverbindung oder dergleichen! Dann heisst es gleich, den Abonnenten gegenüber und auf die interurbanen Linien hinaus: «Ach, entschuldigen Sie bitte, wir haben eben Lehr-

töchter, da geht immer alles drunter und drüber. »

Seit ich reguläre Telephonistin bin, korrigieren mich natürlich die Kolleginnen nicht mehr, aber dass es mir trotz dem an Belehrungen nicht fehlt, dafür sorgt reichlich das Publikum.

« Sie mussten wohl noch einen Foxtrott fertig tanzen, dass Sie mich so lange warten lassen. Da denken Sie natürlich nicht daran, wie unangenehm es für ältere Leute wie mich ist, wenn man mit gichtgekrümmten Beinen so lange am Apparat stehen muss », beschwerte sich letzthin ein Abonnent bei mir, als er dreimal anläuten musste, bevor ich antwortete. Als ob ich zehn Personen zu gleicher Zeit bedienen könnte.

Ueberhaupt, wofür alles man uns verantwortlich macht! Da ist vor allem unser Hauptverbrechen: Das falsche Verbinden. Gerade hier liegt der Fehler lange nicht so oft auf unserer Seite, wie man glaubt. Sehr oft verhält es sich nämlich so: Ein Herr Müller möchte seinem Geschäftsfreund Meier telephonieren, hat's aber grad eilig und obendrein hat ihm sein Bub am Vormittag das « Verzeichnis der häufig gebrauchten Nummern » in Fetzen gerissen.

« Ich glaube, Meier hat 218 oder so etwas, ach, probieren wir's. Fräulein, bitte 2.18. »

« Hier Dr. Kamm, Nervenarzt. »

« Donnerwetter », macht Müller für sich, und laut: « Ach entschuldigen Sie bitte, da bin ich wieder einmal unrichtig verbunden worden. »

Natürlich schimpft nun der möglicherweise selber nervöse Nervenarzt wieder über das verdammte Telephon!

Natürlich kommt es schon vor, dass wir

eine Nummer falsch verstehen; aber dann entschuldigen wir uns höflich: « Verzeihen Sie, bitte, es ist ein Irrtum. »

« Aha, ein Druckfehler », meint dann gelegentlich ein humorvoller Abonnent; aber im allgemeinen verstehen die Leute keinen Spass.

Bei einer Fehlverbindung, bei welcher der Fehler allerdings auf meiner Seite war, ist mir einmal folgendes passiert. Unsere Zentrale ist eben noch nicht übermässig gross. Man kennt bei uns die Eigentümlichkeiten der Abonnenten noch gut. So fiel es gleich auf, als ich eines Tages eine Verbindung für Nr. 506 mit Verwandten notiert hatte, welche im Gebiet einer kleinen Nachbarzentrale wohnen, aber mit Nr. 506 seit Jahren nicht mehr verkehren. Richtig, ich hörte:

« Hier Billeter-Gruner, wer dort? »

« Hier Gruner, Villa Hohenfels, M'kirch. Guten Tag, Tante, was wünschst Du? »

« Ja, ich habe wahrhaftig nicht angeläutet! »

« So, und ich habe nicht Deine Nummer verlangt. »

Brrr! kam das Schlusszeichen. Mir war nun inzwischen ein Licht aufgegangen, und ich beeilte mich, den Irrtum gut zu machen. Selbstverständlich muss solch eine Fehlverbindung nicht bezahlt werden.

Ein andermal wurde mir in Zürich ein falscher Abonnent gegeben. Als ich das herausfand und ihn bat, den Hörer aufzuhängen, meinte er ganz traurig: « Das tut mir jetzt aber leid; seit zwei Tagen habe ich das Telephon; eben jetzt hat's zum erstenmal geklingelt, und nun ist es nicht einmal richtig. » Schade, der arme Kerl dauerte mich.

Eine der bekanntesten Sünden der Te-

lephonistinnen ist neben dem « Falsch-Verbinden » das Unterbrechen. Manchmal sind aber wirklich die Abonnenten mitschuldig. Da muss einer am Telephon auf Antwort warten, ein vielbeschäftigter Mann, der gerade noch den Besuch eines Reisenden hat. So geht er schnell vom Apparat weg, nur für einen Augenblick. Unterdessen schaltet sich eine Telephonistin ein und fragt, da sie nicht sprechen hört: « Müssen Sie warten? » Keine Antwort. « Ist noch jemand da? » Wieder Schweigen. Nun heisst es vorschriftgemäss: « Fertig — fertig — » und wie der Kaufmann von seinem Besuch weg wieder an den Apparat eilt, ist keine Verbindung mehr da.

Es gibt auch Leute, die zwar am Apparat bleiben, aber auf die Fragen der Beamtin keine Antwort geben. Das sind meist die Ungeübten. Aber nicht immer nur diese. Einmal hatten wir einen Fall, wo die Telephonistin mit dem Unterbrechen wirklich nicht überstürzt verfahren war. Der Abonnent beschwerte sich: « Fräulein, nun haben Sie mich schon wieder mit Aarau unterbrochen, während ich doch am Apparat stand! »

Die Telephonistin: « Ja, warum haben Sie mir denn keine Antwort gegeben, als ich fragte, ob Sie sprechen können? »

Ganz entrüstet entgegnet ihr der gute Mann: « Ja, glauben Sie, ich hätte wirklich nichts anderes zu tun, als mich mit den Telephondamen zu unterhalten? »

Aber manchmal kann es vorkommen, dass die Telephonistin, wenn Sie nicht mehr sprechen hört, ihr « fertig — fertig » so rasch herunterhaspelt, dass selbst der zungengewandteste Abonnent nicht mehr protestieren kann. Dann läutet er wütend: « Fräulein, jetzt bin ich schon wieder ab-

geschnitten worden. Das ist doch eine Schweinerei! »

Mit hochrotem Kopfe sucht die Fehlbare die Verbindung wieder herzustellen.

Einmal hatte ich auch die Zürcherlinien zu bedienen. Nach einer beendigten Verbindung läutete ich wieder, worauf in Zürich nochmals der vorher verlangte Abonnent sich meldete. Ich sagte zu ihm: « Es ist fertig mit Ihnen, bitte läuten Sie nochmals ab! » Er aber protestierte: « Nein, Fräulein, das stimmt nicht, mit mir ist's denn doch noch lange nicht fertig! » worauf wir beide lachen mussten.

Das bringt mich grad auf ein paar mehr oder weniger fachmännische Ausdrücke, die von den Abonnenten für « unterbrechen » gebraucht werden. Da heisst es etwa: « Mir sind abzehrt worde » oder auch: « Mir sind unterbunde ». Einer verstieg sich sogar zu der Behauptung, er sei « abgestampfet » worden. Hoffentlich hat er keine blauen Flecken mehr! Auch die Bezeichnung « aufgelöst » hört man etwa. Ein sehr telephongewandter Abonnent pflegt regelmässig zu sagen: « Sie bänd üs d'linie usglöst. »

Viel zu tun geben uns die Leute, die nicht telephonieren können. Besonders Sonntags und etwa abends bekommt man sie zu spüren. Manchmal läuten sie erst etliche Male an, bevor sie begreifen, was nun weiter zu tun ist. Viele unter ihnen antworten schon auf das einfache « Nummer, bitte? » mit einem breiten « Hä? »

An einem Markttag telephonierte von einer Wirtschaft aus ein Bauer; er verlangte eine interurbane Verbindung. Als diese hergestellt war, bemerkte ich, dass der Anrufende sehr undeutlich hörbar war. So sagte ich denn zu ihm: « Bitte, kom-

men Sie doch etwas näher an den Apparat!»

Ein undeutliches Gebrumm war die Antwort. Nun probierte ich etwas anderes: «Könnten Sie nicht etwas lauter sprechen?» Laut genug tönte es nun allerdings, aber noch unverständlicher als vorher.

«So klopfen Sie einmal an den Trichter!»

Endlich vernahm ich, wie der Wackere sagte: «Ja, Fräuli, ich ha drumm mi Tubakpfyfe im Muul!»

Trotz meines vorherigen Aergers musste ich hellauf lachen: «Ja, die müend Sie allerdings usetue, suscht chönned Sie nid telephoniere!» Und endlich kam die Sache zum Klappen.

Ein anderes Mal, als ich einmal Schalterdienst am Telegraph hatte, wo sich auch die öffentliche Sprechstation befindet, kam ein älterer graubärtiger Mann an den Schalter:

«Fräulein, ich möchte gern ins Spital telephonieren.»

«Ja, gehen Sie nur dort in die Kabine, sie ist gerade frei!»

«Aha, dort in das Truckli?» sagte er.

Einige Minuten später fiel mein Blick zufällig durch die Glastüre in das «Truckli», und ich sah, wie der Mann das Hörrohr erst unschlüssig in der Hand hielt, dann vor den Mund brachte und hineinsprach. Während dessen bückte er sich und sah in den Sprechtrichter hinein. Das Lachen verbeissend, verfügte ich mich in die Kabine.

«Soll ich Ihnen ein wenig helfen?» fragte ich.

«Ja, gern, Fräulein, ich weiss wirklich nicht, wie man das macht.»

Ich hängte das Hörrohr ein und läutete an: «Bitte Nr. 200.»

«Hier Spital, wer dort?»

Ich wollte dem Mann das Hörrohr geben; aber er bat: «Könnten nicht Sie für mich sprechen?»

«Ja, was soll ich denn sagen?»

«Wie es meiner Tochter geht.»

«Wie heisst sie denn?»

«Huber-Weibel.»

Natürlich war die Spitaltelephonistin längst wieder weg. Endlich erschien sie wieder. «Ein Herr Weibel ist da und fragt, wie es seiner Tochter, Frau Huber-Weibel, gehe?»

«Einen Augenblick, bitte,» sagte das Fräulein, und nach einer Weile: «Es geht Frau Huber recht ordentlich, und auch das Kind ist gesund. Bis Sonntag kann man schon Besuche machen.»

Ich wiederholte das dem Manne neben mir, der vor Glück strahlte und eifrig sagte: «Wir lassen sie alle grüssen, und der Fritz und ich werden dann kommen. Das Vreni wird auch einen Nusskuchen machen, den bringen wir dann mit.»

Getreulich sagte ich alles wegen Fritz und dem Nusskuchen und läutete dann ab. Nachher wollte mir der Wackere noch mit aller Gewalt ein Trinkgeld geben, und er wäre sicher in seinen heiligsten Gefühlen verletzt gewesen, hätte ich das «Zwänzgi» nicht endlich doch genommen.

Gelegentlich kommt es mit Abonnenten zu ernstesten Zusammenstössen. Ein biederer Handwerksmeister hatte aus irgendeinem Grund eine Meinungsverschiedenheit mit einer Telephonistin gehabt. Wenige Tage später läutet er wieder einmal an und sagt seine Nummer sehr undeutlich. Die Telephonistin fragt: «Wie, bitte?»

worauf er mit Donnerstimme brüllt: «3.19, ihr dumme Cheibe!» Schnurstracks meldet das die Telephonistin dem Chef, der sich alsbald hinsetzt und folgendes Schreiben an den rabiaten Herrn verfasst:

Herrn A. Beerli, Holzhändler

M.

Heute morgen ca. um 9 Uhr haben Sie von Ihrer Station aus eine Verbindung mit Nr. 3.19 verlangt. Da Sie etwas undeutlich sprachen, konnte die Telephonistin Sie nicht gleich verstehen und forderte Sie höflich zur Wiederholung auf. Sie antworteten darauf mit der Bemerkung «ihr dumme Cheibe».

Wir möchten Sie nun nachdrücklich darauf hinweisen, dass ein Anlass zu einem solchen Schimpfwort durchaus nicht vorlag, und dass sich unsere Angestellten ähnliche Beleidigungen nicht bieten lassen müssen. Eine Wiederholung dieses Vorkommnisses würde uns in die unangenehme Lage versetzen, unserer Oberbehörde die Aufhebung Ihres Anschlusses von Amtes wegen gemäss Art. 28 der Telephonordnung zu beantragen.

Hochachtungsvoll

Telephonamt M.

Ein ähnlicher Fall passierte einmal Sonntag abends. Diesmal war der Sünder ein Offizier auf einem Festungsbureau. Es bestand noch die Vorschrift, auf interurbanen Linien jedes Gespräch auf sechs Minuten zu beschränken, sobald mehr Anmeldungen vorlagen. Die Telephonistin pflegte sich dann nach fünf Minuten einzuschalten und die Sprechenden auf den baldigen Ablauf ihrer Gesprächsdauer aufmerksam zu machen. Nach einer weitem Minute erneute Mahnung mit unmittelbar folgender Aufhebung der Verbin-

dung. So wurde denn auch in diesem Falle verfahren; das passte nun dem Herrn Oberleutnant gar nicht, und er nannte unsere Telephonistin «eine einfältige Gans». Die Folge davon war ein ähnlicher Brief, wie der oben; mit der Aufhebung des Anschlusses konnte hier freilich nicht gedroht werden, dafür wurde eine Entschuldigung verlangt. Sollte diese verweigert werden, so wurde der Weiterzug an die militärischen Vorgesetzten in Aussicht gestellt. Prompt lief darauf ein Brief ein:

Telephonbureau

M.

In höflicher Beantwortung Ihres Geehrten vom 20 ct. kann ich einmal zu meiner Entschuldigung anführen, dass mir von der erwähnten Vorschrift nichts bekannt war, wonach in bestimmten Fällen die Gesprächsdauer beschränkt werden darf. Ich geriet deshalb begreiflicherweise in Aufregung über dieses nach meiner Meinung unstatthafte Eingreifen des Telephonfräuleins und vergass mich zu der von Ihnen gerügten Bemerkung. Ich stehe selbstverständlich nicht an, die Aeusserung zurückzunehmen, und ersuche Sie, der betreffenden Dame mein lebhaftes Bedauern in aller Form auszudrücken.

Mit vorzüglicher Hochachtung

N. N., Oberleutnant.

Hie und da bekommt man aber auch Bemerkungen zu hören, welche keine solche Erledigung nach sich ziehen, weil man sich schämen würde, sie überhaupt jemandem zu wiederholen! Glücklicherweise wird es sich ja in den meisten Fällen um Betrunkene handeln.

Eine Kategorie für sich sind die «langweiligen» Abonnenten. Dazu gehört auch jenes ältere Fräulein, das mir letzthin angeläutet hat:

« Fräulein, bitte, Bollwerk 19.62 ».

« Bollwerk 19.62. Man wird Ihnen läuten. »

Einige Minuten später meldet sich der Abonnent wieder : « Fräulein, bitte, streichen Sie Bollwerk 19.62. Wissen Sie, die Frau Direktor schläft grad nebenan, und da könnte es sie stören, wenn ich telefoniere. »

Kaum habe ich aber das Ticket gestrichen, da schellt es schon wieder : « Fräulein, bitte notieren Sie wieder Bollwerk 19.62. Aber bitte läuten Sie nicht zu stark, wenn die Verbindung kommt. »

Pflichtgetreu schreibe ich eine entsprechende Bemerkung auf das Kärtchen. Aber nicht lange dauert es, so meldet sich die gute Dame wieder : « Fräulein, Sie werden wohl denken, ich sei eine Langweilige; aber ich muss das Bollwerk 19.62 wieder abbestellen ! »

Aber auch rührende Abonnenten gibt es. Fragt da einer eines Tages, ob er denn die Verbindung nach Basel noch nicht erhalte, die vor zwei Tagen verlangt habe ?

Das war nun so zugegangen : Die betreffende Telephonistin hatte gerade sehr viel zu tun. Sie notierte in aller Eile : « Basel Nr. 31.82, » beantwortete dann rasch andere Aufrufe — und zog indessen jenen Stöpsel heraus. Nachher konnte sie sich trotz aller Mühe einfach nicht mehr besinnen, wem die Verbindung gehöre. Sie versah das Kärtchen mit einem Fragezeichen und legte es neben sich, in der Hoffnung, der Betreffende werde wieder etwa reklamieren. Aber entweder war die Verbindung wirklich nicht so eilig, oder der Abonnent wollte das Telephon mal auf die Probe stellen — die Reklamation unterblieb, und das Basel war « unver-

käuflich ». Wir pflegen in solchen Fällen etwa Abonnenten anzufragen, welche in Betracht kommen könnten. Das nennt man dann « hausieren ». Es ist immer eine peinliche Sache.

Einmal haben wir auch mitten im Jahr ein ganz anonymes Geschenk bekommen, dessen Ueberbringer ein Dienstmann war. In einer grossen Schachtel fanden sich Pralinés und Kuchen neben etlichen Schächtelchen Zigaretten. Auf einem Kärtchen stand nur « Für besonders freundliche Bedienung und Geduld, ein alter Brunnbär ». Etliche Tage später fragte er uns am Telephon, ob's geschmeckt habe ? Gross war unsere Verblüffung; denn gerade den Frager hätten wir am wenigsten hinter der Spende gesucht.

« Telephonistin, das muss ein überaus interessanter Beruf sein », meinen viele; « was man da nicht alles hört ! »

Nun, so weit her ist es damit nicht. Einmal ist heute der Beschäftigungsgrad ein solcher, dass nicht mehr viel Zeit übrig bleibt, wenigstens in den Geschäftsstunden, und dann ist ja die Aufsicht da, welche mit Argusaugen und -ohren zu wachen hat, dass nicht « gelauscht » wird.

Ganz ohne Lauschen geht es natürlich nicht ab. Einmal ist das schon im Dienste begründet, muss man sich doch von Zeit zu Zeit überzeugen, ob noch gesprochen wird. Und dann möchte ich die Telephonistin sehen, welche nicht einmal in einer schwachen Stunde der Versuchung nachgegeben hat !

Natürlich werden es weit weniger Geschäftsgespräche sein, die belauscht werden, als etwa solche zwischen Liebesleuten oder sonst Privatunterhaltungen.

Aber ich glaube wirklich, dass die

Leute da im allgemeinen viel zu viel Angst haben, und zwar vielfach am falschen Orte. Ich habe oft beobachtet, dass z. B. Teilnehmer in einer kleinen Ortschaft vor dem Mithören der Telephonistinnen auf der nächsten, grössern Zentrale eine Heidenangst hatten, während sie nicht im geringsten daran dachten, das Personal auf ihrem kleinen Telephonbureau könnte sich auch einmal mehr als nötig für ihre Gespräche interessieren.

Es gibt da Leute, bei denen sich geradezu ein gelinder Verfolgungswahn herausbildet. So hat mir einmal die Frau eines Abonnenten erzählt, ihr Mann merke es immer gleich, wenn jemand mithöre. Dann rufe er jeweilen:

« Da loset wieder emal eini uf der Poscht obe! » und wenn es gar zu bunt werde: « Macht doch einmal die Schalter zu auf der Post oben! »

Weder meine Kolleginnen, noch ich konnten uns nun aber entsinnen, diesen Ausspruch des wackern Mannes je gehört zu haben.

Einmal hat auch eine Kollegin, als sie sich bei einer Verbindung einschaltete, gerade gehört, wie ein Herr zu einer Dame sagte — es war entweder seine Frau oder seine Braut —: « Warum hast du mir gestern nach Zürich angeläutet? Du weisst doch, dass ich das nicht mag. Dort hören doch etwa fünfzig Telephonistinnen beständig zu, wenn man spricht! »

Schade, dass er nicht noch gesagt hat « — und lassen die Beamtinnen von Genf und Basel ebenfalls mithorchen ».

Ich finde immer, dass man sich wegen des Mithorchens der Telephonistinnen nicht mehr Gedanken zu machen braucht, als wegen der Dinge, die man etwa einem Arzt oder Beichtvater anvertrauen muss.

Eine Telephonistin bekommt ja im Laufe der Jahre doch so manches zu hören, auch gegen ihren Willen, dass sie sicherlich dagegen abgestumpft wird. Gegen einen Missbrauch des Gehörten aber sollte der Schutz gross genug sein, weiss doch jede, dass sie unerbittlich « fliegt », wenn eine Verletzung des Gesprächsheimnisses an den Tag kommt. Dazu genügt es schon, wenn man jemand Unberufenen mitteilt, die und die hätten miteinander telephonierte.

In so einer grössern Zentrale ist eine ganz eigene Atmosphäre. Da sitzen lauter Mädchen beisammen, allen möglichen Alters. Wer da immer die kleinen Privatgespräche belauschen könnte, die da etwa geführt werden!

« Du, Nr. 10.40 will sich scheiden lassen. »

« Was du nicht sagst! Woher hast du das? »

« O, nicht etwa amtlich! Mama hat's heute vom Markte heingebracht. »

« Pass auf, dort läutet eben Nr. 840. Lass mich den bedienen, der ist immer so nett. Einmal hat er gesagt, er kenne mich jedesmal an der Stimme. Wenn ich da bin, so meint er immer, es gehe schneller mit den Verbindungen! »

Und zwischendurch gleiten die Stöpsel, entwirren sich die Schnüre und fliegt der Bleistift übers Papier.

Auf kleinern Bureaux pflegt manchmal ein geradezu idyllisches Verhältnis zwischen Abonnenten und Bedienungspersonal zu bestehen. Ich kenne einen Posthalter, der mit sämtlichen Telephonteilnehmern seines Netzes per Du ist.

Bei uns ist das schon ganz anders, viel unpersönlicher. Wenn es bei uns noch etwa zu einem kleinen « Schwätz » kommt, dann weit eher mit Kollegen oder Kolleginnen auf andern Bureaux, manchmal

auch etwa mit Beamten unseres Postbureaus. Einmal fing ein biederer Posthaltersohn vom Lande an, jedesmal ein langes Gespräch mit uns anzuknüpfen, wenn sich irgend Gelegenheit bot; auch schickte er uns im Februar schon eine ganze Schachtel Schneeglöckchen. Später verstieg er sich dann einmal zu einem Sonntagsbesuch, und nachher hatten wir gründlich genug von ihm. Fast den ganzen Nachmittag sass er da und der über den Draht so Redegewandte wusste ausser einigen Bemerkungen über das Wetter nichts zu sagen, war aber durchaus nicht zum Gehen zu bringen. Erst gegen Abend entschloss er sich doch endlich zum Aufbruch, und wir griffen wie erlöst zu unsern Büchern, den «Sonntagslastern» par excellence.

Ein «Laster» ist bei uns nämlich ein Buch oder eine Handarbeit, die man etwa in verkehrsschwachen Stunden an den Umschaltschrank heranschmuggelt. Einmal hatte ich sogar mitten im Vormittag eine Katze auf dem Schoss, die sich in unsere geheiligten Räume verirrt hatte.

Da wir ja natürlich nie wissen, wie die Kolleginnen auf andern Zentralen heissen, so nennt man sie häufig mit dem Namen der betreffenden Zentrale. Da heisst es etwa: «Sie, Fräulein Zürich», oder «Fräulein St. Gallen» usw. Das ist namentlich praktisch, wenn mehrere Telephonistinnen bei einer interurbanen Verbindung beteiligt sind, weil dann jede gleich weiss, wenn es sie angeht.

Auf den kleinern Zentralen und namentlich Bureaus III. Klasse allerdings kennt man dann die Leute schon. Da kann es sogar zu Verbindungen fürs Leben kommen. So sprach einmal Sonntags eine

meiner Kolleginnen mit einem Fräulein auf einem kleinen Bureau, als sich ein Postbeamter auf einem andern Bureau ebenfalls bemerkbar machte. Da er das andere Fräulein nicht kannte, stellte meine Kollegin die beiden einander telephonisch vor. Es war Sonntag, und das Plauderstündchen wurde zu dritt fortgesetzt. Der Postbeamte und das Postfräulein aber fanden Gefallen an ihren Stimmen und sind heute längst verheiratet.

Ein Fräulein hat mir einmal feierlich erklärt, sie hätte um keinen Preis Telephonistin werden mögen.

«Wissen Sie, das ist der ungesundeste Beruf, den man sich denken kann. Alle werden lungenkrank dabei.»

«Na, so schlimm ist es denn doch nicht», entgegnete ich ihr und dachte im stillen: «Wenn ich nicht wüsste, dass gerade du dich schon gemeldet hast und bei der Aufnahmeprüfung geflogen bist!»

In einem Restaurant verbreitete sich einmal ein schon etwas bemooster Junggeselle darüber, dass er um keinen Preis je eine Telephonistin heiraten würde.

«Man weiss, dass aus denen nie und nimmer gute Hausfrauen werden! Natürlich, etwas Toilette machen und herumschwänzeln, das können sie, aber nicht einmal einen Besen recht in die Hand nehmen. Nein, ich danke!»

«Beruhigen Sie sich,» sagte der zufällig anwesende Mann einer ehemaligen Telephonistin, «ich bin sicher, wenn Sie versuchten, bei einigen Telephonfräuleins anzurufen, so würde regelmässig das Besetzt-Zeichen ertönen.

Was übrigens mich betrifft, so bin ich mit meiner Verbindung restlos zufrieden».